

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)
Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

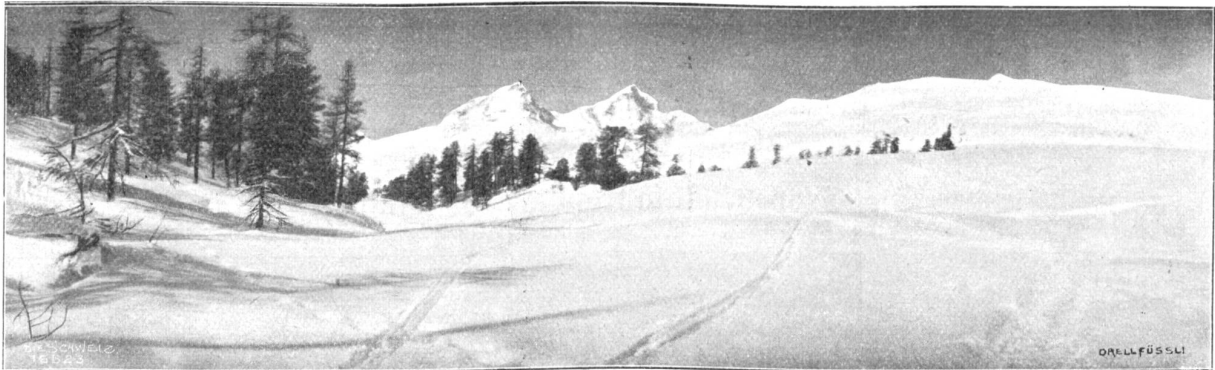
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Piz Julier und Piz Alban bei St. Moritz (Phot. Frida Strohl-Moser, Zürich).

Politische Uebersicht.

Seit langem hat Europa nicht in so ungemütlicher Stimmung einen Jahreswechsel erlebt, wie diesmal. Wir wollen hier nicht von der Katastrophe in Süditalien sprechen, die in ihrer Furchtbarkeit jedes fühlende Menschenherz bedrücken mußte und eine ungetrübte Festfreude nirgends aufkommen ließ. Es ist die allgemeine politische Lage, um deretwillen ein Gefühl der Unsicherheit und Besorgnis nicht schwinden will, so eifrig man uns auch von allen Seiten versichert, daß der Friede nicht ernstlich bedroht sei. Wenn man dies auch gerne glauben möchte, so ist doch immerhin auffällig, daß die Möglichkeit eines Krieges heute so häufig und in so ernsthafter Weise erörtert wird, wie es in der hinter uns liegenden, langen und glücklichen Friedensperiode nie der Fall gewesen. Unwillkürlich erinnert man sich beim heurigen Neujahr an den Jahreswechsel vor fünfzig Jahren, da Napoleon III. beim Neujahrsempfang den österreichischen Botschafter Baron Hübnert mit der unfreundlichen Bemerkung begrüßte: „Es mißfällt mir, daß die Beziehungen zwischen unsern Regierungen nicht mehr so gut sind wie früher.“ Die Eingeweihen ahnten, daß diese völlig überraschenden Worte Krieg bedeuteten, und die spätern Ereignisse gaben ihnen recht.

Eine Ansprache, die der deutsche Kaiser am 2. Januar gehalten hat, könnte geeignet sein, eine ähnlich alarmierende Wirkung hervorzu- bringen, wie 1859 der Neujahrsgruß Napoleons. Also doch wieder eine Kaiserrede? Und man hatte geglaubt, mit diesem Kapitel ein für allemal abzuschließen zu können! Wir dürfen allerdings beifügen, daß der Kaiser an dieser neuesten Sensation unschuldig ist. Seine Rede war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur für die Herren Generale, die zur Gratulationscour bei ihm erschienen waren. Ihnen setzte er an Hand eines Artikels des frühern Generalstabschefs Grafen Schlieffen in der „Deutschen Revue“ die militärische Lage Deutschlands auseinander. Durch eine grobe Indiskretion, welche man einer Versammlung preußischer Generale eigentlich nicht zutrauen sollte, kam die Sache in die Presse und erhielt dadurch den Charakter einer beabsichtigten Ankündigung drohender „großer Gefahren“, welche auf die öffentliche Meinung eine äußerst beunruhigende Wirkung haben mußte. Schon deswegen, weil der Kaiser nun doch plötzlich wieder in der Öffentlichkeit über die heikelsten politisch-militärischen Dinge sich aussprach, dann aber auch um der Sache selbst willen. Es mußte schlimm stehen um den Frieden, wenn der Kaiser nun schon fast demonstrativ mit seinen Generalen Kriegsrat hielt und für nötig fand, der Welt anzukündigen: wir sind auf alle Eventualitäten gerüstet. Eine offizielle Feststellung des „Reichsanzeigers“

entzog allen diesen Befürchtungen den Boden; es handelte sich am 2. Januar um nichts anderes als eine streng vertrauliche Aussprache des obersten Kriegsherrn inmitten seiner Heerführer, ohne alle politischen Absichten.

Trotzdem bleibt ein Rest des Mißbehagens zurück, weil eben die Lage tatsächlich ungefähr so ist, wie sie Graf Schlieffen in seinem Aufsatz geschildert hat: unbefriedigend und gefährlich. Der kritische Punkt ist der Balkan. Oesterreich und die Türkei sind noch immer nicht zu einer Verständigung gelangt, und auch der Boykott dauert mit unverminderter Schärfe fort. Ebenso wenig ist die bulgarische und die kretische Frage gelöst. Ueber das Zusammentreten einer neuen Konferenz der Mächte zur Schlichtung aller dieser Probleme konnte eine Vereinbarung bisher nicht erzielt werden, und alles bleibt noch im Ungewissen. Serbiens prahlerische Kriegsdrohungen gegen Oesterreich werden zwar von niemandem ernst genommen, allein sie bilden doch ein weiteres Element der Beunruhigung zu allen sonst vorhandenen. Nur in Italien ist, infolge des Erdbebenunglücks, die schon bedenklich hoch gestiegene Kriegsstimmung gegen Oesterreich einer viel näher liegenden Sorge gewichen. Die Folgen der Katastrophe kommen einem verlorenen Feldzug gleich. Hat man schon alle Kräfte angespannt, um ungeheuren Schaden gut zu machen, Wunden zu verbinden und zerstörte Städte wieder aufzubauen, dann vergeht die Lust nach kriegerischen Abenteuern. Ein gewisses Nach-



Geheimrat Konrad Duden, der Mitschöpfer der neuen Orthographie.

lassen der Spannung bewirkte erst in den letzten Tagen das Angebot Oesterreichs, der Türkei 54½ Millionen Kronen Entschädigung zu zahlen.

In Frankreich soll die Guillotine ihre Auferstehung feiern, 22 todeswürdige Verbrecher harren ihrer Aburteilung, und einige Köpfe sind schon gefallen. Durch eine große Zahl schwerer Untaten geängstigt und erbittert, verlangt das Volk und verlangt das Parlament kategorisch, daß die Todesstrafe wieder angewendet werde, und mit dem äußersten Widerstreben muß sich der Präsident der Republik und der Präsident des Kabinetts dazu entschließen, den Scharfrichter wieder in Funktion treten zu lassen. Die Situation hat sich dermaßen zugeespitzt, daß entweder das Blut einiger Kapitalverbrecher fließen oder aber Herr Clemenceau mit seinen Kollegen abtreten muß. Ein Ministerwechsel im jetzigen Augenblick, da die Verhältnisse in Europa die äußerste Aufmerksamkeit und Klugheit erheischen, erscheint auch den prinzipiellen Gegnern der Todesstrafe in Frankreich als so unerwünscht, daß sie ihre Bedenken und Antipathien gegen die Guillotine für den Augenblick zum Schweigen bringen.

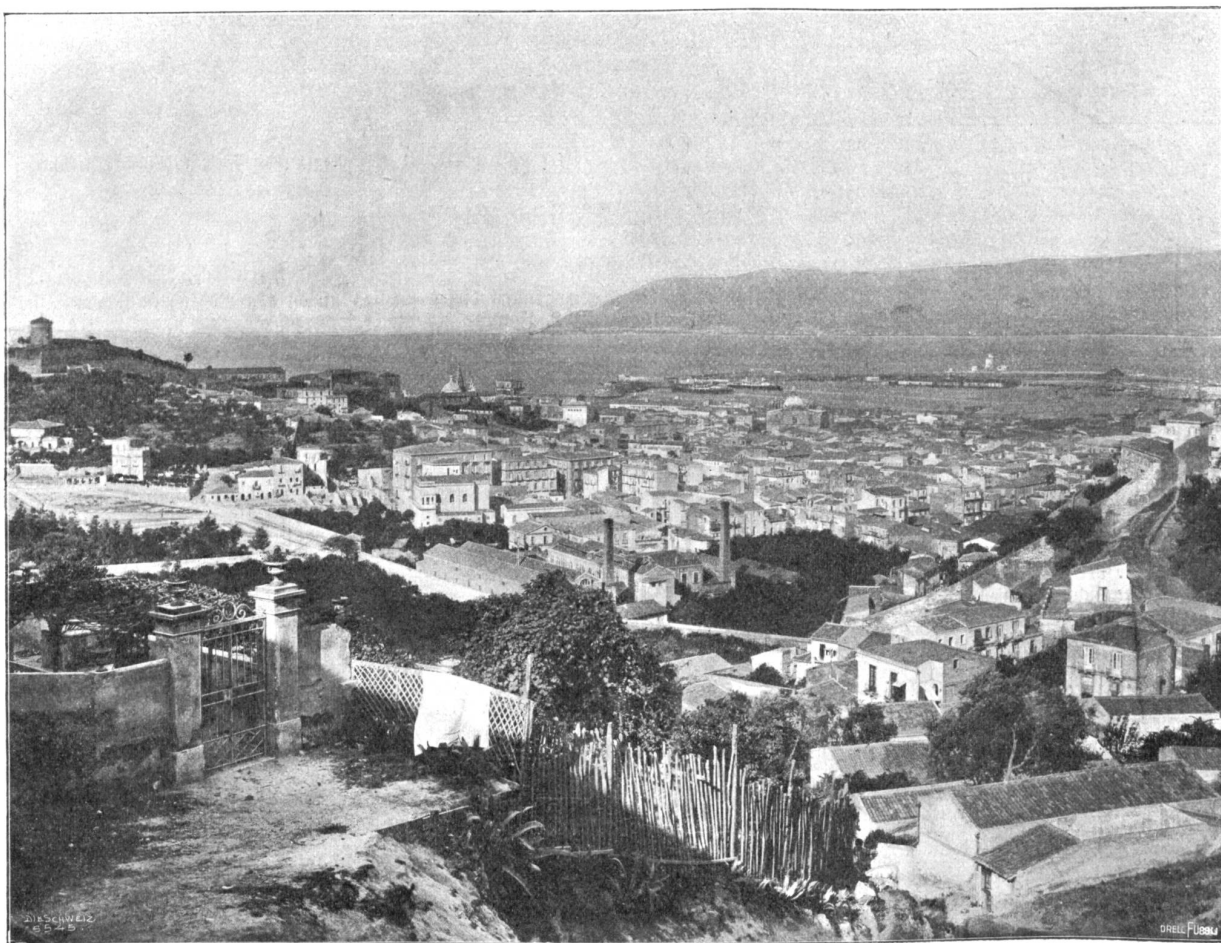
Ohne alle Strupel wird dagegen im verbündeten Rußland zum Tod verurteilt und hingerichtet, massenhaft und im Großen, im alten wie im neuen Jahr; fünfzig Todesurteile und dreizehn Hinrichtungen am 1. Januar, das dürfte „für den Anfang“ auch der blutdürstigsten Reaktion genügen. Was aber dieser Blutsaat entsprossen wird, kann heute niemand wissen — jedenfalls nichts Gutes.

Präsident Roosevelt bekommt auf das Ende seiner Amtsdauer noch Handel mit seinem Kongreß, der einen Passus der letzten Botschaft des Präsidenten mit Entrüstung zurückgewiesen hat. Die Herren fanden die Andeutung im höchsten Grad be-

leidigend, daß unter Umständen auch Mitglieder des Kongresses einmal Gegenstand geheimpolizeilicher Nachforschungen sein könnten. Und doch ist dergleichen auch schon erlebt worden.

Wir in der Schweiz haben auch ein gut Teil der alten Sorgen ins neue Jahr mit herübergenommen. Deutschland hat uns in den ersten Tagen des Januar zu wissen getan, daß es im Mehlstreit nicht nachgeben zu können glaube. Leidige Verstimmungen werden die Folge sein und eine Abnahme des Vertrauens gegenüber dem Nachbarreich, für welche das letztere allein die Verantwortung trägt. Seine Macht und Größe würde ihm erlauben, etwas weniger engherzig und spekulativ zu sein.

Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.



Messina. Gesamtansicht gegen das Meer mit Blick auf die calabrische Küste (Reproduktion nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich).

Mit einer grauenhaften Dissonanz ist das Jahr 1908 abgelaufen: innerhalb weniger Minuten hat eine Revolution des irdischen Erdbinnerns Italien in grenzenlosen Jammer versetzt, und die ganze Welt blickt heute aufs tiefste ergriffen nach Calabrien und Sizilien, von woher jeder neue Tag noch immer neue schreckliche Kunde bringt. Ein gewaltiger Erdstoß, ein mächtiges Aufbäumen des Meeres, und Messina sank in Trümmer, durch Reggio an der calabrischen Küste erscholl tausendstimmiges Wehgeschrei, und Duzende kleinerer Städte und Ortschaften, die bisher in idyllischer Ruhe ihre Tage verträumt, wurden von der furchtbaren Gewalt der Natur gepackt und in entsetzlicher Vernichtung dem Erdboden gleichgemacht. Noch weiß man heute nicht genau, wie viele Menschen bei dieser furchtbarsten Katastrophe, die die Geschichte kennt, ihr Leben verloren haben, und wohl nie wird es gelingen, den

letzten der Unglücklichen in Schutt und Trümmern zu finden, dem der fahle Morgen des 28. Dezember das Leben nahm; doch ist die Zahl, die mit 160,000 Toten nach den vorläufigen Berichten eher noch als zu niedrig anzunehmen ist, so entsetzlich, so lähmend, daß eine ruhig abwägende Schätzung dieses Verlustes an wertvollem Menschenmaterial unmöglich ist, da wir es nicht zu fassen vermögen, daß soviel Leben, soviel Hoffnungen, soviel Kraft und Geist mit einem einzigen Ausholen elementarer Naturgewalten unwiderbringlich zerschmettert werden kann.

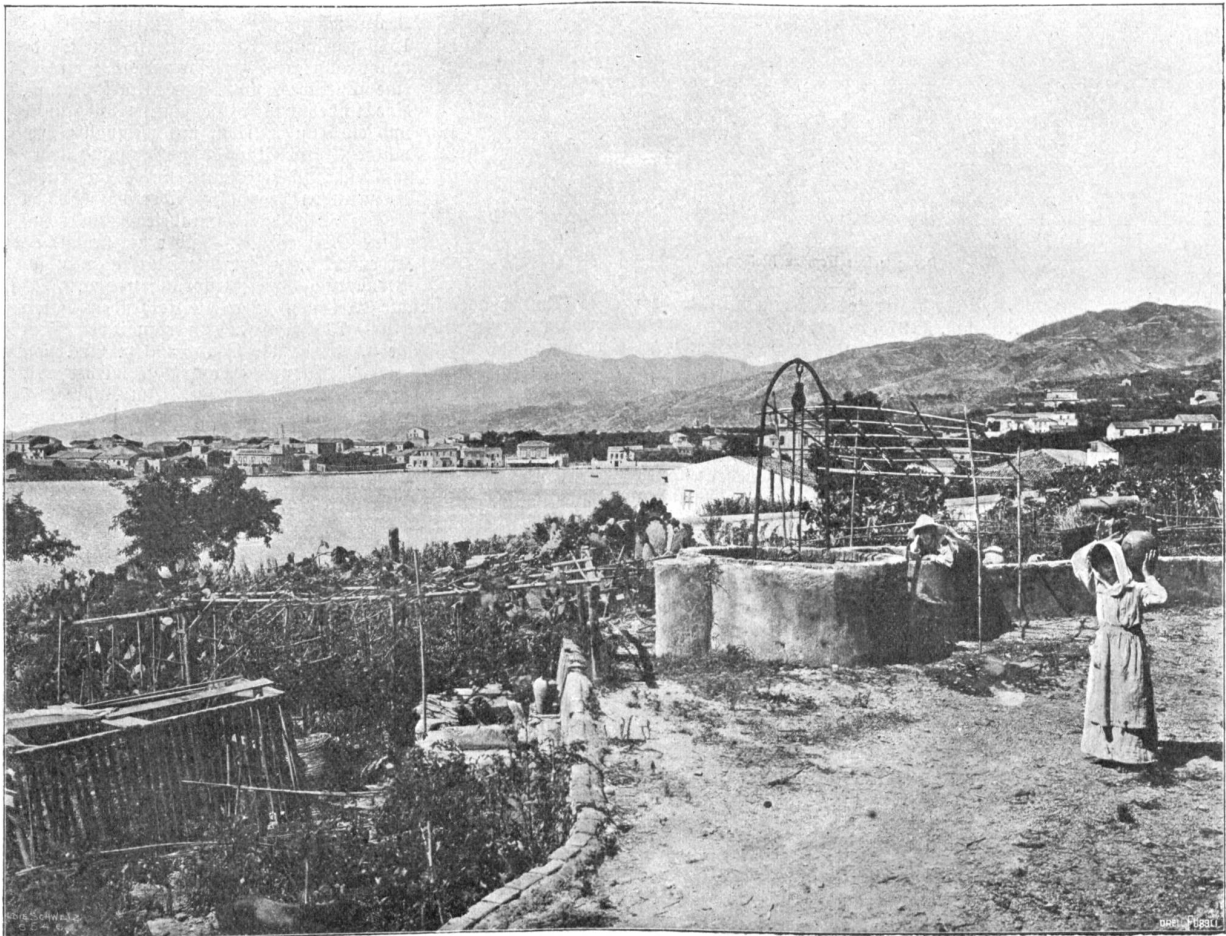
Es ist hier nicht der Ort, in Einzelheiten die Katastrophe nochmals zu schildern; die Tagespresse hat furchtbare Details genug zu berichten gewußt, sodaß wohl jeder, der nicht der bloßen Sensation wegen die Blätter der letzten Wochen zur Hand nahm, übergenug hat von all dem Jammer und Elend,

das Italien heimgesucht. Aber ein Lichtblick wenigstens war gottlob auch in diesen Unglückstagen unsern schwer heimge- suchten Nachbarn gegönnt, das Mitleid und die Hilfe der ganzen Welt, der Wettstreit der Nationen und Städte, den Brüdern in Italien zu helfen und Not und Elend zu lindern, so rasch die Verhältnisse es zulassen. Das Niesenheer der Toten kann freilich keine hilfreiche Hand und keine Summe mehr zum Leben zurückrufen, und auch die Tausenden von Herzenswunden, die das Unglück geschlagen, können damit nicht geheilt werden; aber es wird mit dem aus der ganzen Welt eingehenden Geld, das heute bereits gegen zwanzig Millionen beträgt, möglich sein, wenigstens die materielle Not zu lindern und den Ueberlebenden, die zum weitaus größten Teil außer dem nackten Leben nichts haben retten können, den Weg zu ebnen, der sie zu einer neuen Existenz führen soll. Ob das für alle auf der Scholle der

zu sein und mitzuhelfen, die Not zu lindern; das hat ihm und der Königin tausendfache Segnungen eingebracht und ihn heute nicht nur zum höchsten, sondern auch zum populärsten Mann von Italien gemacht.

Das, was vernichtet wurde, wird wiedererstehen und neues Leben wird nach einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit wiedererblühen. Ist auch der Schlag furchtbar, den das auf- blühende Italien erlitten, so wird sich die italienische Nation, der viel Leid schon beschieden gewesen ist, auch davon wieder erholen. «Italia diis sacra», sagte mit Plinius einst Goethe, da er Herrlichkeit und Ruhm dieses Landes erschaut; wir wollen uns heute dieser Worte erinnern und unser aller zweite Heimat aufs neue dem Schutz der Götter anvertrauen.

* * *

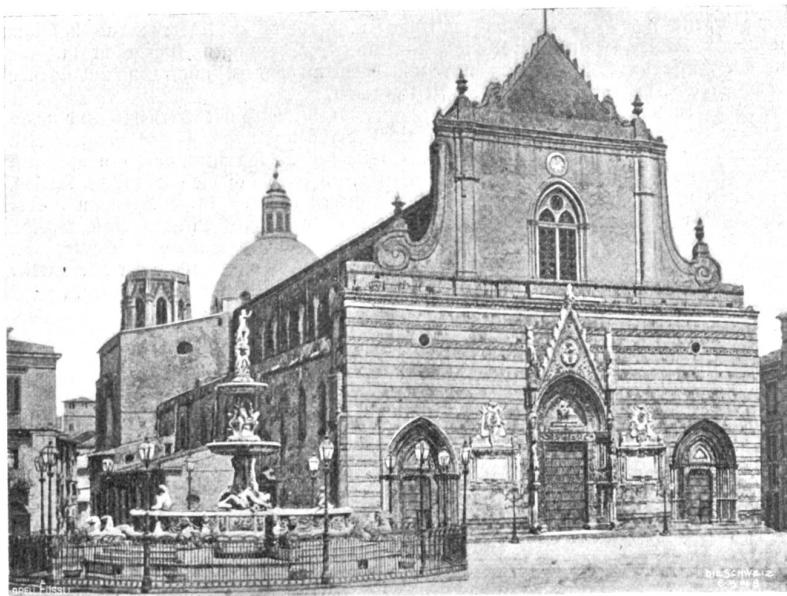


Canziri bei Messina mit Blick auf den Lago Salato (Reproduktion nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich).

alten Heimat geschehen wird, ist kaum anzunehmen; wohl hat die italienische Kammer beschlossen, Messina und Reggio wieder aufzubauen; doch werden viele aus Furcht und Aberglauben den Ort des Schreckens und Grauens nicht mehr betreten. Der Dank der ganzen Welt gebührt allen den Tapfern, die zur Rettung der Ueberlebenden herbeigeeilt und sich in die Hölle gewagt; doch waren in den letzten Tagen auf zwei Menschen die Blicke aller voll herzlichster Bewunderung gerichtet: sie galten dem italienischen Königspaar, das mit einer geradezu beispiellosen Aufopferung sich seines Volkes an- nahm als hohes leuchtendes Vorbild. Nicht die Spende von einer vollen Million Lire, die der König aus seiner Privat- schatzkammer für Süditalien gegeben hat, ist das Erhebende an seiner werktätigen Hilfe, wohl aber sein ehrliches Mitgefühl mit seinem Volke, der Drang, auch im Leid mit ihm zusammen

Messina, die zweitgrößte Stadt Siziliens, zählte zur Zeit der Katastrophe 160,000 Einwohner. Sie liegt malerisch an der Meerenge von Messina, dem im Altertum berühmten Fretum Siculum, bekannt durch die Sage von Skylla und Charybdis. Die Meerenge ist nur wenige Kilometer breit, der Ver- kehr zwischen der Provinz Calabrien und Sizilien daher sehr rege. Die Stadt breitet sich an den Abhängen des pelori- tanischen Gebirges aus; amphitheatralisch steigen seine Straßen und Gassen von der flach gerundeten Küste zu den Abhängen der Berge hinauf, die von zwei starken Forts gekrönt werden.

Die Stadt, die schon wiederholt von Erdbeben heimgesucht wurde, macht auf den Besucher einen durchaus modernen Ein- druck, da sie nach jeder Erdbebenverwüstung fast von Grund auf neu erbaut werden mußte. Sie besitzt daher nicht allzu- viel historische Bauwerke, gleicht aber dieses Manko durch eine



Der gewesene Dom zu Messina.

wunderbare Lage aus, die der Palermos kaum nachsteht. Berühmt ist der Dom Messinas, 1197 erbaut, aber in späteren Jahrhunderten oft umgebaut und geändert. Der Dom birgt im Innern einen aus dem Jahre 1628 stammenden kostbaren Hochaltar, 26 antike Säulen aus ägyptischem Granit, die von dem Neptuntempel in Farno stammen sollen, und 12 Kapellen mit den Statuen der Apostel. Die Piazza del Duomo schmückt ein acht Meter großer, reichgeschmückter Brunnen. Der Hafen, den eine Landzunge umschließt, bildet Messinas bedeutendsten Anziehungspunkt; ihn säumen die Paläste und öffentlichen

Bauten des Corso Vittorio Emanuele. Die Hauptstraße Messinas, der Corso Cavour, teilt die Stadt in zwei Teile: die See- und Hafenstadt und die auf den Bergabhängen liegende Hügelfstadt. Auf der Piazza dell'Annunziata erhebt sich das im Jahre 1572 errichtete Denkmal Juan d'Austrias, der als Sieger von Lepanto 1571 nach Messina zurückkehrte.

Messinas Industrie ist nicht so bedeutend wie sein Handel und seine Schifffahrt. Der Hafen, einer der schönsten und sichersten Europas, faßt 1100 Schiffe. Die Ausfuhr Messinas umfaßt Südfrüchte, hauptsächlich die bekannten Messina-Äpfel, Zitronen, Olivenöl, Rüsse, Bimsstein und Gips. Sehr reges ist das geistige Leben Messinas, dessen Mittelpunkt die 1549 gegründete Universität ist. Die Stadt besitzt außerdem zwei technische Schulen, eine nautische Schule, ein Militärkollegium, eine Akademie für Wissenschaften und Künste und ein Kunstmuseum mit wertvollen Gemälden. Die Umgebung Messinas weist zahlreiche schöne Punkte auf, die einen entzückenden Rundblick über die felsigen Küsten Siziliens, Kalabriens und das blaue Meer bieten — über die prächtigen Erdenflecken, die jetzt die Stätten graufiger Verwüstung und Zerstörung waren.

Aus der Geschichte Messinas seien die folgenden Daten erwähnt. Gegründet um 730 v. Chr. von cumäischen Seeräubern und Chalkidiern, wurde die Stadt 396 v. Chr. von den Karthagern zerstört. Die Dionysier bauten sie wieder auf, und Agathokles eroberte sie 312 aufs neue. Im Jahre 284 fiel Messina in die Hände der Mamertiner, später in die der Römer, die sie in den ersten 800 Jahren christlicher Zeitrechnung im Besitz hielten. 831 wurde die Stadt von den Sarazenen erobert, und im Mittelalter tobten fast ununterbrochen die Kämpfe zwischen den Griechen, Normannen und Sarazenen



Straßenbild aus Messina nach dem Erdbeben (Phot. Scarpellini, Rom).



Russische Hülfsmannschaften bei den Rettungsarbeiten auf den Trümmern von Messina (Phot. Scarpellini, Rom).

um den Besitz der Stadt. Im spätern Mittelalter war Messina halb im Besitz der Sizilianer, bald in dem der Franzosen und Spanier. Nach den Revolutionen von 1847 und 1848 wurde Messina von neapolitanischen Truppen besetzt, die sich in dieser Festung gegenüber den Angriffen Garibaldis am längsten behaupteten, so daß Messina eine der letzten Städte war, die sich der Fahne des neugeeinten Italien anschlossen.

1783 wurde Messina durch ein großes Erdbeben halb in Trümmer gelegt und 1823 durch die Folgen eines gewaltigen Seebebens aufs neue verwüstet. 1743 hatte überdies eine furchtbare Pestepidemie die Stadt entvölkert, und 1854 forderte die Cholera gegen 16,000 Opfer. Auch die Schäden, die das Erdbeben vom Jahre 1894 anrichtete, waren sehr bedeutend.

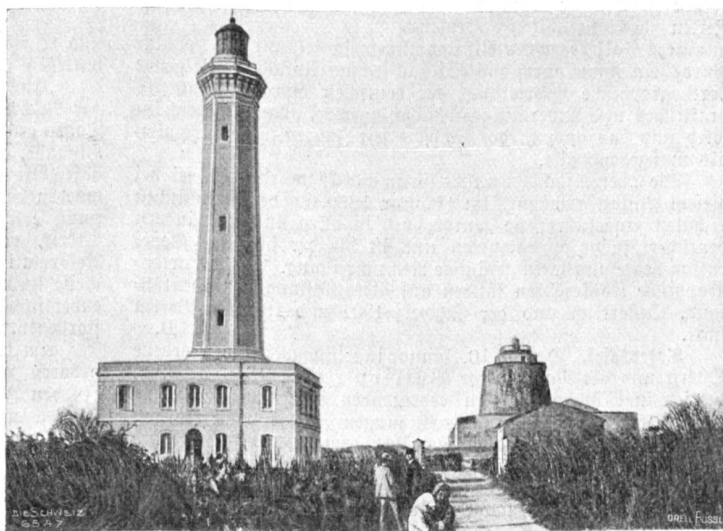
B.

Aktuelles.

Kirchencatastrophe in Naz, Kanton Valais.

Unmittelbar vor Redaktionsschluß wird bekannt, daß sich Sonntag den 10. Januar im Dorf Naz, Bezirk Hérens, etwa 15 km von Sitten entfernt, ein schweres Unglück ereignet hat. Während des Gottesdienstes stürzte in der zehnten Morgenstunde ein Teil des Gewölbes der Kirche ein. 28 Personen, Frauen, Männer und Kinder, wurden zum Teil in schrecklich verstümmeltem Zustand als Leichen aus den Trümmern gegraben, etwa 30 andere erhielten zum Teil sehr schwere Verletzungen. Die Opfer sind ausschließlich Einwohner der Ortschaften Naz und Vernamiège. Der Zustand der Kirche soll seit längerer Zeit gefahrdrohend gewesen sein, so daß der Gemeinderat vor kurzem beschlossen habe, das Gewölbe verstärken zu lassen.

Das Dorf Naz zählt 438 Einwohner, die fast ausschließlich Landwirtschaft treiben; es liegt südlich von Sitten, am rechten Ufer der Borgne in einer Meereshöhe von 1302 Meter. Die Pfarrei Naz zählt rund 800 Seelen. 1837 fiel das Dorf einer Feuersbrunst zum Opfer.



Der verlunkene Capo Faro

Gordon-Bennett-Wettfliegen 1909. Endlich hat die Schweiz Gewißheit erhalten, daß sie der rechtmäßige Besitzer der Coupe Gordon-Bennett für das Jahr 1908 ist, da am 11. Januar die Delegiertenversammlung der Fédération internationale aéronautique in London nach einer nochmaligen gründlichen Prüfung der ganzen Angelegenheit und nach stellenweise sehr erregter Diskussion den Protest Englands gegen die Schweiz mit 38 Stimmen gegen 13 Stimmen abgelehnt und den definitiven Sieg der letztjährigen Fahrt dem schweizerischen Ballon „Helvetia“ (Führer Oberst Schaeck) zugesprochen hat. Damit erwächst für die Schweiz die Verpflichtung, den diesjährigen Wettflug im eigenen Lande vorzunehmen, und es tritt bereits am 24. Januar der schweizerische Aeroklub zur Generalversammlung in Zürich zusammen, um den Startort zu bestimmen. Wie die Chancen heute liegen, ist mit absoluter Sicherheit darauf zu rechnen, das Zürich mit der Durchführung der eine ungemeine Arbeitslast bringenden Organisation beauftragt werden wird. X

Zum achtzigsten Geburtstag von Konrad Duden. „Niemand, nirgends und nie, geht's ohne Ordnung und Orthographie,“ heißt es in einem alten Alphabet für Kinder. Aber was nützen die schönen Reime, was helfen die besten Bilder dazu, wenn dem Kinde in der Schule die deutsche Rechtschreibung mit ihren Hunderten und Aberhunderten von Regeln eingetrichtert werden muß, die zum guten Teil der deutsche Philologe Konrad Duden auf dem Gewissen hat? Wenn man älter wird, kann man ihm freilich nicht mehr böse sein, und die Bedeutung des Kinderreimes leuchtet einem dann sicher ein, auch wenn man nicht hinter Heften sitzen und beruflich orthographische Schnitzer forrigieren muß. Ein unorthographischer Brief bereitet meist ein Mißbehagen bei dem Empfänger und gilt für den Absender in den seltensten Fällen als Empfehlung.

Geheimrat Konrad Duden, dessen Bild wir heute bringen, feierte am 3. Januar dieses Jahres in Sonnenberg bei Wiesbaden, wo er im Ruhestand lebt, seinen achtzigsten Geburtstag. Von 1876–1905 wirkte er als Gymnasiallehrer und Gymnasialdirektor in Hersfeld. Sein Name ist wie der seines andern mit der neuern Entwicklung der deutschen Rechtschreibung verknüpft. Duden nahm an den verschiedenen amtlichen Rechtschreibkonferenzen seit den Zeiten des preussischen Kultusministers fast regen Anteil, und allgemein bekannt und populär wurde sein Name durch das heute in sechster Auflage vorliegende „orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache“, das als praktisches und zuverlässiges Nachschlagewerk allgemein geschätzt wird und das auch in der Schweiz seit Jahren für die Schulen als maßgebend gilt.

Die „vereinfachte deutsche Grammatik“ wurde, das sei bei diesem Anlaß erwähnt, im Januar 1880 in den preussischen Schulen eingeführt; sie wurde bald in allen andern Ländern deutscher Zunge angenommen und ist die der jüngeren Generation heute allgemein geläufige Rechtschreibung. Weitere orthographische Konferenzen fanden auf Veranlassung von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz 1901 und 1903 in Berlin statt.

Totenafel. Der am 10. Januar in Münchweilen verstorbenen Oberst und alt Nationalrat Philipp Heitz, 1850 geboren, betrieb in Münchweilen ein bedeutendes Buntwebereifabrikat. 1881 wurde Heitz in noch jungen Jahren vom Kanton Thurgau in den Nationalrat gewählt, dem er etwa zehn Jahre angehörte, bis er aus geschäftlichen Rücksichten genötigt war, zurückzutreten. Dem großen Rat seines Heimatkantons gehörte der Verstorbene sehr lange Zeit an; er spielte daselbst eine

höchst einflußreiche Rolle und präsiidierte die Behörde zu verschiedenen Malen. Ebenso stand Heitz bis vor kurzem an der Spitze des Kantonal Komitees der freisinnig-demokratischen Partei. In der Armee bekleidete Heitz zuletzt den Posten eines Artilleriechefs im Stabe des dritten Armeekorps.

Am letzten Tage des alten Jahres starb in Zürich im 61. Altersjahr Emil Egli von Zürich, geboren 1848, als Professor der Kirchengeschichte an der Universität Zürich Mitglied des Lehrkörpers seit 1893. Mit ihm erleidet nicht nur die zürcherische Hochschule, sondern auch die historische Forschung einen außerordentlich schmerzlichen Verlust, speziell die Zwingliforschung, in deren Dienst er sich sozusagen Zeit seines Lebens gestellt hat.

Einem tiefempfundenen Nachruf des Historikers Meyer von Knonau entnehmen wir, daß der Verstorbene, der sich schon frühzeitig einen Namen durch Publikationen historischer Forschungen gemacht hatte, der Gründer des Zwinglivereins und damit auch des Zwinglimuseums gewesen ist; er ist bis zu seinem Tode sein belebender Geist und Hauptarbeiter geblieben. Seit 1897 gab er im Namen der Vereinigung für das Zwinglimuseum die Zeitschrift „Zwingliana, Mitteilungen zur Geschichte

Zwinglis und der Reformation“ heraus, und er hat es dabei verstanden, mit einer Feindschaft und einem liebevollen Hineingreifen nach allen Seiten eine ganz erstaunliche Fülle verschiedenartiger Beiträge zusammenzubringen, aber ebenso auch eifrige Mitarbeiter zu gewinnen und festzuhalten.“ Seit 1899 ließ er als „Analecta reformatoria“ umfangreiche Abhandlungen und Dokumente als Illustrationen zur Geschichte Zwinglis und seiner Zeit folgen, die in wertvoller Weise wichtige Einzelfragen beleuchten und weiterführen. Fast ausschließlich widmete er sich in den letzten Jahren dem großen Werk der im „Corpus reformatorum“ herauszugebenden Publikation „Eulreich Zwinglis sämtliche Werke“. „Giefür nun hat,“ schreibt Meyer von Knonau, „Egli seine Kraft ungeteilt zur Verfügung gestellt. Egli schrieb zu sämtlichen von Dr. Finsler in Basel bearbeiteten Texten die historischen Einleitungen, und so sind seit 1903 in zwei Bänden die Zwinglischen Schriften bis zum Oktober 1523 erschienen. Egli bereitete aber ganz besonders auch die dringend notwendige Ausgabe der Briefe vor, und er freute sich ganz vorzüglich darauf, diese Edition bald vorlegen zu können.“

„Es darf wohl ohne Uebertreibung gesagt werden,“ schließt der Nachruf, „daß seit dem sechzehnten Jahrhundert, seit den Tagen des großen Bullinger, von keiner Seite mit einer solchen Hingabe, einer solchen Liebe zur Sache, einer solchen Gewissenhaftigkeit auf dem Boden der Geschichte Zwinglis gearbeitet worden ist, wie das durch Egli geschah. Sollte sich die Hoffnung erfüllen, daß in seinem Nachlaß auch noch eine große Arbeit, die zusammenhängende Geschichte der schweizerischen Reformation, von der der bescheidene Gelehrte etwa andeutungsweise sprach, sich wenigstens bis zu einem gewissen Punkt vollendet finde, so wäre das das schönste Denkmal für den Verstorbenen.“

Am 1. Januar starb Nationalrat Candido Hochsträßer, geboren 22. November 1846 zu Langnau im Kanton Luzern. In den Jahren 1871–1875 arbeitete er als Gerichtsschreiber in Zell und praktizierte dann als Anwalt, sich nebenbei auch als Landwirt betätigend. 1881 wurde er durch die konservative Partei in den Nationalrat gewählt, dem er seither ununterbrochen angehörte. Seit 1883 war er Mitglied des großen Rates des Kantons Luzern, den er 1892 präsiidierte. X

